

Stefan Galonska

Die Nodal Person – Tödliche Netzwerke

Thriller

Am Montagabend saß Staatsanwalt Henry Meyers in seinem Büro im Herzen des Londoner Regierungsviertels und bereitete sich auf die Verhandlung am nächsten Morgen vor. Obwohl der Fall einfach erschien, beschlich ihn ein Gefühl der Unsicherheit.

Ein Studienfreund hatte ihm einen Hinweis gegeben – doch wenige Tage später stellte ein Anruf alles infrage. Die weibliche Stimme klang ruhig, gleichzeitig eiskalt.

»Lassen Sie Julian Schmitt laufen. Sollten Sie ihn zum Reden zwingen, werden Sie erfahren, wie tödlich unser Netzwerk ist.«

Seitdem ließ ihn der Eindruck nicht mehr los, beobachtet zu werden. Immer wieder dachte er an den Drohanruf. Es war nicht sein erster – doch dieser hallte nach.

Henry Meyers strich sich über die lichter werdende Stelle seines Kopfes. Das Gesicht war von Narben gezeichnet, die Brille mit dicken Gläsern dominierte es. Seine kräftige Statur zwang ihn, stets maßgeschneiderte Anzüge zu tragen.

Seit über dreißig Jahren arbeitete er in der Staatsanwaltschaft und war bekannt für seine rigorose Aufarbeitung von Finanz- und Bandenkriminalität. Doch hin und wieder landeten auch kleinere Delikte auf seinem Schreibtisch. Aktuell war es der Fall von Julian Schmitt, einem vierzigjährigen Deutschen. Meyers vermutete, dass der Mann Teil eines Netzwerks war – ein Kurier. Doch Beweise fehlten.

Vor sechs Wochen war Schmitt während einer Routinekontrolle an Bord der Fähre von Dover nach Calais mit mehr als 20.000 britischen Pfund Bargeld aufgegriffen worden.

Eine glaubwürdige Erklärung, warum er das Geld bei sich trug, hatte er nicht – auch zur Herkunft des Geldes gab er keine Auskunft.

Der Staatsanwalt kontrollierte ein letztes Mal seine Unterlagen. Am nächsten Morgen wollte er in der Verhandlung beantragen, dass gegen den mutmaßlichen Kurier eine hohe Geldstrafe verhängt wird. Nun galt es nur noch, den Richter für sich zu gewinnen.

Doch im Grunde war das Urteil für ihn nur zweitrangig.

Seine Hoffnung galt der Konfrontation mit dem einzigen Zeugen – dem Besitzer einer Import- und Exportfirma, den er persönlich besucht und vorgeladen hatte. Er setzte darauf, dass der Angeklagte im Gerichtssaal den Firmeninhaber beschuldigen und so das Geheimnis ihrer Zusammenarbeit oder illegalen Geschäfte lüften würde.

Meyers ging zum Fenster und öffnete es kurz, um den stickigen Raum zu lüften. Auf der Kommode daneben stand ein Vogelkäfig.

»Komm schon, mein Kleiner. Traust du mir?« Er streckte dem Wellensittich den Finger hin, der sofort zuschnappte. Schnell zog er ihn wieder weg und lachte. Den verunsicherten Angeklagten hatte er dabei bereits im Zeugenstand vor Augen.

Mittlerweile war es acht Uhr abends. Aus dem Drucker entnahm er einige Dokumente und legte sie in eine Papierakte. Auch ein Brief, den am Nachmittag ein Unbekannter bei seiner Sekretärin abgegeben hatte, kam dazu.

»Ein seriöser junger Mann«, hatte sie gesagt.

Briefe ohne Absender waren für ihn nichts Ungewöhnliches – doch diesen ließ er ungeöffnet. Außerdem brauchte er in den Verhandlungen nicht auf anonyme Hinweise zu setzen, da sie nur eingeschränkt verwertbar waren. Vielleicht würde er ihn auf dem Weg nach Hause lesen.

Er hob seinen Aktenkoffer auf den Schoß und steckte den Fall Schmitt in das mittlere Fach. Der Brief verschwand in einem schmaleren Fach davor. Auch eine gewöhnliche silberne Thermoskanne, die seine Frau täglich mit starkem Earl Grey füllte, verstaute er an gewohnter Stelle. Der abgewetzte Aktenkoffer aus braunem Leder war ein Geschenk seiner Mutter – eine bleibende Erinnerung.

Abschließend ordnete er sorgfältig die Kugelschreiber und Papiere auf der Arbeitsfläche, bevor er die Schreibtischlampe ausschaltete. Nun lag sein Arbeitszimmer nur noch im fahlen Schein des gelblichen Lichts der Straßenlaternen. Der Vogelkäfig warf einen langen Schatten, den der Teppich verschluckte.

Nachdem Meyers die Tür hinter sich geschlossen hatte, drehte er den Schlüssel zweimal herum. Der breite Gang davor wirkte im Vergleich zu seinem Büro völlig anders – kühl und steril.

Mit ruhigen Schritten verließ er das Gebäude. Um diese Zeit hatte sich der schlimmste Pendlerverkehr bereits gelegt und die Züge der Tube waren deutlich leerer.

Auf dem Weg durch das Regierungsviertel schaute er sich mehrmals um – doch niemand folgte ihm. Weder der Angeklagte noch der anonyme Anruf gingen ihm aus dem Kopf. Er ärgerte sich, keine Details zur Herkunft des Geldes gefunden zu haben. Meyers hatte nur diesen einen Zeugen. Vielleicht würde Schmitt reden, wenn er seinem potenziellen Auftraggeber gegenüberstand. Eine Chance, jene Personen zu entlarven, die im Hintergrund die Fäden zogen. Auch den Namen der unbekannten Anruferin hoffte er zu erfahren.

Als er den unterirdischen Bahnsteig erreichte, ließ er seinen Blick über die alte Bausubstanz der Station schweifen. Die weiß gekachelten Wände, die flackernden Leuchtstoffröhren und das allgegenwärtige Logo der Londoner Tube

waren ihm so vertraut wie das markante Rumpeln eines einfahrenden Zuges.

Das tiefe Schwarz der runden Röhre wurde von den Scheinwerfern durchbrochen. Wenige Sekunden später rauschte der Zug aus dem dunklen Tunnel hervor. Das laute Quietschen der Räder hallte durch die Station.

Automatisch trat Meyers einen Schritt zurück.

In diesem Moment spürte er einen kräftigen Stoß von hinten – roh und so heftig, dass er den Boden unter den Füßen verlor.

»Passen Sie auf«, begann er zu schimpfen, doch sein schwerer Körper geriet sofort aus dem Gleichgewicht. Die Kante des Bahnsteigs kam gefährlich nahe und Panik durchfuhr ihn, als er nach vorne stolperte.

»Nein! Stopp!«, schrie Meyers verzweifelt und ruderte instinktiv mit den Armen. Der Aktenkoffer schlug neben ihm auf den Boden, während seine Hände verzweifelt nach Halt suchten – nach einer Schulter, einer Stange, irgendetwas, das ihn retten konnte. Doch da war nichts.

Er griff ins Leere, rutschte mit dem rechten Fuß über die gelbe Warnlinie und die Bahnsteigkante.

Für den Bruchteil einer Sekunde war alles still.

Das letzte, was er sah, waren die aufgerissenen Augen des Zugführers hinter der Scheibe.

Ein verzweifelter Schrei – dann kam der Aufprall. Der einfahrende Zug erfasste ihn mit voller Wucht. Sein Körper wurde für einen Moment mitgerissen und verschwand unter den tonnenschweren Wagen.

Der Tod kam in wenigen Sekunden.

1. Kapitel

UNTER DER OBERFLÄCHE

Am nächsten Morgen lag eine graue Decke über London, aus der feiner Nieselregen fiel. Laternen spiegelten sich unscharf im nassen Asphalt, und zwischen den Wolken dröhnte ein Flugzeug im Landeanflug auf Heathrow. Trüber Dunst lag über der Stadt – typisch für einen Tag im Februar.

Max Lennox war weit vor der Dämmerung gegen fünf Uhr losgelaufen. Jetzt fühlte er den Schweiß auf seiner Stirn, der sich unter der Wollmütze sammelte.

Nur noch zwanzig Minuten. Schneller!

Im Laufen beobachtete er die von schmiedeeisernen Zäunen eingefassten Vorgärten und genoss die besondere Ruhe in der schönsten Stunde des Tages. Doch heute gelang es ihm nicht, den Kopf freizubekommen. Ständig tauchte eine Frau vor seinem inneren Auge auf: attraktiv, allein, distanziert.

Mehrmals trafen sich am Sonntagabend ihre Blicke in einem Pub. Aber je mehr er darüber nachdachte, desto stärker wurde sein Eindruck, dass sie ihn beobachtet hatte.

Schlagartig traf ihn die Realität und er stoppte, als die Ampel rot zeigte. Ein vorbeifahrender Lieferwagen sprühte kalte Feuchtigkeit über sein Gesicht.

Das war knapp. Vergiss die Frau endlich.

Er beugte sich vor, stützte die Hände auf die Oberschenkel und nahm einen tiefen Atemzug.

Etwa zwanzig Minuten später hatte er seine Laufrunde beendet und genoss eine warme Dusche. Zu seinen

morgendlichen Ritualen gehörte neben dem Sport der Verzicht auf ein Frühstück. Stattdessen trank er einen Kaffee aus der Kapselmaschine und verließ anschließend das Haus.

Max Lennox war knapp vierzig Jahre alt, groß gewachsen und trug gelegentlich einen Dreitagebart. Seine Haut zeigte Spuren eines aktiven Lebens: eine kleine Narbe an der rechten Braue, eine weitere kaum wahrnehmbare auf dem Handrücken. Sein Körper zeugte von jahrelanger Disziplin. Die breiten Schultern und die kräftigen Arme ließen keinen Zweifel daran, dass er an seinen körperlichen Fähigkeiten gearbeitet hatte – nicht aus Eitelkeit, sondern aus Überzeugung und einem tief verwurzelten Ehrgeiz, gesund zu bleiben.

Auf dem Gehweg vor dem Haus blieb er stehen und sog die frische, regengetränkte Luft in die Lungen. Der Wind war kalt. Max zog die Schultern hoch und lief mit den Händen in den Jackentaschen zur Russell Square Station. Sie gehörte zur Piccadilly Line und lag etwas westlich des Stadtkerns in der Nähe des British Museums. Die kleine Station war ein lebendiger Knotenpunkt, an dem sich die Wege von Pendlern, Studenten und Touristen kreuzten.

In einer engen Seitenstraße verstärkte sich der Wind weiter und wirkte noch kälter, als er ohnehin schon war. Max zog den Kragen seiner Jacke höher und strich sich eine widerspenstige Strähne aus der Stirn. Aufmerksam musterte er die entgegenkommenden Passanten und ging mit schnellen, zielgerichteten Schritten weiter. Er war nicht der Typ, der gerne Zeit verschwendete. Die innere Neugier trieb ihn immer voran, als würde er ständig nach etwas suchen, das er selbst nicht genau benennen konnte. Vielleicht fehlte ihm einfach eine Partnerin – ein Ruhepol in seinem Leben. Jemand, der ihn verstand und ihm ein Gefühl von Sicherheit bot.

Abermals hatte er die unbekannte Frau im Pub vor Augen. Sie trank ein Bier und unterhielt sich mit dem Barkeeper. Eine verpasste Chance.

Lennox, du bist ein Trottel, urteilte er über sich selbst und sah schon die Station am Ende der Straße. Der Duft von frisch gebrühtem Kaffee wehte aus einem kleinen Café an der Ecke herüber, und für einen Moment spielte er mit dem Gedanken, sich eine kurze Pause zu gönnen. Doch wie so oft entschied er sich dagegen.

Während er sich dem Eingang zur Tube näherte, mischte sich der Geruch des Regens mit der warmen, metallischen Luft, die aus den Tiefen der Schächte nach oben stieg. Die charakteristische Fassade des Gebäudes stand unter Denkmalschutz und fügte sich harmonisch in den Straßenzug ein. Der breite Zugang war trotz seiner Größe beinahe zu schmal, um die endlosen Menschenströme aufzunehmen.

Max kannte diesen Ort gut – und doch war dieser Morgen anders. Etwas durchbrach seine Routine.

Kurz bevor er den Eingang erreichte, begegneten sich ihre Blicke. Es schien, als würde sie sich nicht mit dem Strom der Menschen mitbewegen, sondern direkt auf ihn zugehen. Ihr Gesicht war nur für einen Moment zu erkennen und verschwand sofort wieder zwischen den Passanten.

Sie ist es. Das kann nicht sein!

Ein paar Schritte weiter tauchte ihr Gesicht abermals auf. Ihre strahlend grünen Augen durchbohrten die graue Umgebung mit einer Intensität, die Max faszinierte. Vor zwei Tagen hatte er den Abend mit einem Freund im Pub verbracht, um ein Fußballspiel anzuschauen. Sie saß ihnen schräg gegenüber, an der Theke.

Irgendwann war sie gegangen.

Unbemerkt.

Wortlos.

Aber heute schien sie ihn bewusst zu mustern. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln – als wüsste sie etwas, das ihm verborgen blieb.

Das kann doch kein Zufall sein.

Der Gedanke verwirrte ihn.

Sie trug einen langen, dunkelgrauen Mantel und einen auffällig roten Schal. Am Sonntag hatte er ihn auf dem Barhocker neben ihr liegen sehen.

Max wollte auf sie zugehen, doch in diesem Moment rempelte ihn ein Passant an. Er stolperte leicht und verlor sie aus den Augen.

Als er sich wieder nach vorn orientierte, war sie in der dichten Menge nicht mehr zu sehen. Sein Blick glitt in alle Richtungen, doch sie blieb verschwunden. Eine Enttäuschung machte sich in ihm breit.

Hastig zupfte er seine Kleidung zurecht und ging weiter zum Eingang der Russell Square Station. Wenige Sekunden später zog er sein Ticket aus der Jacke hervor und hielt es an den Scanner. Die Schranken schwangen zur Seite. Dahinter verlangsamte er seine Schritte und schaute sich noch einmal im Eingangsbereich um – doch die Frau mit den faszinierenden grünen Augen blieb verschwunden.

Schließlich trat er an einen der drei großen Aufzüge heran und wollte wie gewohnt warten, bis sich die Türen öffneten. Spontan entschied er sich für die Treppe.

Die Aufzüge waren eine bauliche Besonderheit, die den Charme der alten Station ausmachte. Aus Platzgründen hatte man sich in der engen Seitenstraße für sie entschieden, obwohl die Tunnel nur etwa zwanzig Meter tief unter der Oberfläche lagen.

Max folgte der endlos erscheinenden Wendeltreppe in die Tiefe. Spärliches Neonlicht flackerte über weiße Kacheln und ließ den Ort ein wenig trostlos wirken. Er wollte die Unbekannte noch einmal sehen, sie ansprechen, nahm

daher immer zwei Stufen gleichzeitig. Unten angekommen, stoppte er.

Wo will sie hin? Nördlicher oder südlicher Bahnsteig?

»Wahrscheinlich fährt sie ins Bankenviertel«, sagte er leise und nahm den schmalen Gang zum südlichen Bahnsteig. Die letzten Stufen bis zu den Gleisen rannte er hinunter.

Die alten Stationen der Piccadilly Line waren berühmt für ihre markant gekachelten Wände. Jede hatte ihr eigenes Muster und ihre eigene Farbgebung. Auch der Stationsname »Russell Square« war in schwarzem Schriftzug auf den Kacheln eingefasst.

Wie jeden Werktag war es auf dem Bahnsteig recht voll. Trotz aller Enge in der historischen Röhre blieb die sonst übliche Hektik anderer Großstädte aus, da alle paar Minuten ein neuer Zug die Station erreichte. Max fühlte, wie ein warmer Luftzug durch den Tunnel gepresst wurde und den nächsten ankündigte. Wenige Sekunden später fuhr er mit hoher Geschwindigkeit in den unterirdischen Bahnhof ein.

Sie muss hier sein.

Seine Schritte beschleunigten sich, während er die Frau mit dem roten Schal suchte. Vielleicht würde er sie doch noch finden.

Kurz bevor der Zug zum Stillstand kam, sah er sie zwischen den wartenden Fahrgästen, nur wenige Schritte vor ihm. Sein Herz begann schneller zu schlagen. Ohne lange nachzudenken, ging er auf sie zu und sprach sie an.

»Wir sind uns am Sonntag im Pub begegnet, aber Sie waren leider zu schnell verschwunden.« Seine Stimme klang leiser, als er erwartet hatte, beinahe unsicher in der geschäftigen, hallenden Station.

Sie antwortete nicht – schien aber auch nicht überrascht zu sein.

Max ließ sich nicht beirren. »Sind Sie oft hier unterwegs?«, fragte er weiter und ärgerte sich schon mit der letzten Silbe über die dumme Frage.

Die Unbekannte musterte ihn, schien ihn mit ihren Augen zu durchbohren, als würde sie nach etwas suchen – oder ihn auf die Probe stellen. Dann, nach einer endlos wirkenden Stille, trat sie einen Schritt auf ihn zu:

»Ich bin oft unter der Oberfläche.«

Ihre Stimme war ruhig, beinahe sachlich, doch es lag etwas Unausgesprochenes darin, das Max irritierte.

Sie begann zu lächeln. »Es tut gut, Sie kennenzulernen, aber ich muss jetzt einsteigen. Der Zug wartet nicht. Bis bald.«

Er lachte verlegen. Ein Versuch, die seltsame Situation aufzulockern. Doch sie gab ihm keine Gelegenheit, weiter nachzuhaken. Bevor er etwas entgegnen konnte, wandte sie sich ab, stieg in den Wagen und verschwand in der Menge.

Regungslos stand Max da. Sein Puls raste.

Unter der Oberfläche. Was hat sie damit gemeint?

Einen Moment zu spät reagierte er. Die Türen schlossen sich mit einem lauten Zischen, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Verwirrt schaute er ihr hinterher – und erkannte im letzten Moment ihre Geste: Sie hob die linke Hand und fuhr mit den Fingern über die aufgesetzte Manteltasche. Instinktiv ahmte Max die Bewegung nach, als würde ein Reflex ihn leiten.

Er blickte an seiner Jacke hinab – nichts. Dann tasteten seine Finger in der Tasche und spürten etwas Glattes, Dünnes. Zwischen Daumen und Zeigefinger zog er eine Visitenkarte hervor.

Sekundenlang starrte Max in den schwarzen Tunnel. Er senkte den Kopf und musterte das schlichte Design mit einem schmalen, dunkelroten Rand:

Ruhig bleiben, Emma.

In der Hand hielt sie ihr Smartphone, wartete auf seinen Anruf. Sie hoffte, seine Neugier würde möglichst schnell siegen.

Für einen Moment dachte sie an den vergangenen Sonntag zurück. Es war keine zufällige Begegnung im Pub gewesen. In dem Augenblick, als sie ihn endlich ansprechen wollte, hatte sie sich jedoch spontan dagegen entschieden.

Diesen Fehler hatte sie nun korrigiert.

Emma atmete tief ein und wechselte den Blick auf die andere Seite. Schräg gegenüber saß ein älterer Herr, gut gekleidet und in seine Zeitung vertieft. Die Tragik der Schlagzeile traf sie mit voller Wucht:

Staatsanwalt Meyers –
Tödlicher Unfall in der Tube.

Für einen Moment zog sich alles in ihr zusammen.

Was passiert hier nur? Henry Meyers ist tot!

Schon seit einiger Zeit beschlich Emma das Gefühl, beobachtet zu werden – einer der Gründe, warum sie Max nicht unmittelbar ansprach. Ihr Blick wanderte über die Menschen im Zug. Sie suchte nach einem unauffälligen Beobachter, der sich unter den Fahrgästen verbarg. Irgendjemanden, der zu lange hinsah. Der sich zu beiläufig verhielt.

Aber da war niemand.

Nichts Auffälliges. Nur Alltag.

Emma beruhigte sich ein wenig, verspürte jedoch plötzlich den Drang, so schnell wie möglich ins Büro zu gelangen. Dann überkam sie eine unerwartete Skepsis:

Werde ich in meinem Büro auch beobachtet?

2. Kapitel

LETZTE STATION

Am Abend zuvor dauerte der Moment zwischen Routine und Albtraum für den Fahrer des Zuges nur einen Wimpernschlag. Wenige Meter nach der Einfahrt in die Station sah er die Bewegung am Rande seines Sichtfelds. Eine Silhouette, eine unkontrollierte, hektische Bewegung – dann das Aufblitzen panischer Augen im grellen Licht der Frontscheinwerfer. Reflexartig riss er den Notbremshebel nach hinten, doch er wusste längst, dass es zu spät war.

»Stopp! Bleib stehen ...« Der dumpfe Aufprall und ein grausamer, erstickter Laut übertönten seinen eigenen Schrei. Selbst seine langjährige Erfahrung bot ihm keine Chance, das Unglück zu verhindern. Weder die Vollbremsung noch ein Warnsignal konnten Staatsanwalt Meyers retten. Trotz des lauten Alarmtons, der die Kabine erfüllte, lastete eine erdrückende Stille auf dem Fahrer. Sein erster Unfall.

Durch die Station drang das ohrenbetäubende Quietschen der blockierten Räder. Nur langsam kam der Zug zum Stehen, schob den toten Körper vor sich her.

Zeitgleich überraschte die Vollbremsung die Passagiere in den Wagen. Einige verloren das Gleichgewicht, stießen gegen Haltestangen oder Sitze. Andere stürzten zu Boden, schrien auf und zogen sich kleinere Verletzungen zu.

Nach dem plötzlichen Halt waren die letzten beiden Wagen zwischen den Tunnelwänden zum Stehen gekommen. Ein beklemmendes Gefühl breitete sich im gesamten Zug aus, während die ersten Fahrgäste unruhig wurden. Einige

begannen, mit ihren Smartphones erste Bilder zu verbreiten. Die Türen blieben jedoch verschlossen.

Emma Bennett saß im dritten Wagen und wurde durch die abrupte Bremsung aus ihrer inneren Welt gerissen. Erst in der vorherigen Station war sie zugestiegen und befand sich auf dem Heimweg. Bis zum frühen Nachmittag hatte sie einen ihrer Mitarbeiter überwacht, der nicht zuverlässig seine Anweisungen befolgte. Wie so oft täuschte ihr Instinkt sie nicht.

Bis wenige Sekunden zuvor fühlte sie sich erschöpft. Doch jetzt war alles anders. Aus den Lautsprechern hörte sie ein Kratzen: »Wir haben eine ... technische Störung ... und können nicht weiterfahren. Bitte bleiben Sie ruhig und warten Sie auf ... weitere Durchsagen.« Stockend und mit einem leichten Zittern drang die Stimme aus den Lautsprechern. Sichtlich gezeichnet vom Unfall nahm der Mann hinter der Frontscheibe des Zuges den Finger von der Sprechtafel.

Nachdem auch die Schreie verstummt waren, herrschte Stille. Die Türen blieben weiter verriegelt. Einige Fahrgäste standen von ihren Sitzen auf und schauten aus den Fenstern. Auch an den Türen versuchten die Passagiere einen Blick zu erhaschen. Es war die typische Neugier des Menschen, wissen zu wollen, was geschehen war.

Niemand ahnte, dass der entscheidende Moment längst vorüber war – jener Augenblick, den nur Überwachungskameras festgehalten hatten.

Bei der Einfahrt des Zuges sahen viele wartende Fahrgäste den Sturz eines massigen Mannes. Die wenigen Sekunden veränderten die abendlichen Pläne der Menschen. Sofort brach unkontrollierte Hektik aus. Einige verunsicherte

Fahrgäste rannten ziellos umher, andere blieben wie erstarrt stehen und blockierten die herbeigeeilten Mitarbeiter, die per Funk durch die Stationsleiterin über den Unfall informiert worden waren. Jetzt lag es an ihnen, Ruhe zu bewahren, die Unfallstelle abzusichern und dem Mann zu helfen. Eine solche Situation hatten sie schon unzählige Male besprochen und die Abläufe trainiert.

Zwei junge Männer wollten auf die Gleise springen, um Erste Hilfe zu leisten. Nur durch Glück konnten sie in der letzten Sekunde von anderen Passagieren aufgehalten werden.

»Halt! Nicht springen«, rief ein Mann.

»Da unten ist eine Stromschiene«, schrie die Stationsleiterin gleichzeitig quer durch die Station. Sie deutete auf das dritte, leicht erhöhte Gleis.

Wenige Augenblicke später schaute sich die Stationsleiterin die Unfallstelle genauer an. Sie schloss die Augen, wischte sich mit dem Handrücken eine Träne weg. Durch ein leichtes Kopfschütteln signalisierte sie dem Fahrer – es war zu spät.

»Wir können nichts mehr für ihn tun«, sprach sie leise und drückte mit dem ausgestreckten Arm einige Passanten beiseite. Aus einem der schmalen Ausgänge erschien ein weiterer Mitarbeiter und begann zügig, den Bahnsteig zu räumen. Er leitete die Menschen durch einen engen Gang zu den Rolltreppen nach oben.

Niemand hielt den Mann auf, der Henry Meyers gestoßen hatte.

Draußen waren die Eingänge längst gesperrt. Die Polizei war nach der Alarmierung in weniger als zwei Minuten an den Zugängen auf der Straße präsent. Nun zeigte sich, wie durchdacht die Sicherheitsmaßnahmen nach den Attentaten der letzten zwanzig Jahre waren. Trotz der

angespannten Lage und dem anfänglichen Durcheinander im Tunnel verlief die Evakuierung erstaunlich geordnet.

Zwischen den Menschen, die sich in einer dichten Schlange eine enge Treppe hinauf in die nächste Ebene drängten, bewegte sich ein junger Mann. Sein Mantel war schlicht, sein Kopf gesenkt. Das Gesicht hatte er unter der Kapuze seines Pullovers verborgen.

In der rechten Hand trug er einen abgenutzten Aktenkoffer. Ein merkwürdiger Kontrast zu seinem sonst unauffälligen Erscheinungsbild, doch niemand schenkte ihm Beachtung. Hätte jemand genauer hingesehen, wäre womöglich aufgefallen, wie fest er den Aktenkoffer umklammert hielt. Seine Fingerknöchel traten weiß hervor.

Der Mann bewegte sich ruhig, beinahe mechanisch. Er versuchte in der Masse zu verschwinden, folgte den Hinweisen »Way out« auf den Kacheloberflächen. Als die Menge ins Stocken geriet, verharrte er kurz. Seine Haltung war angespannt, aber kontrolliert. Er hob die Schultern leicht und ließ sie wieder sinken – als wollte er sich selbst beruhigen.

Kein Mensch hatte den Moment wahrgenommen, in dem er den Aktenkoffer vom Rand des Bahnsteigs griff. Zu diesem Zeitpunkt lag alle Aufmerksamkeit auf dem Verunfallten.

Das Chaos spielte ihm in die Hände. Jetzt galt es, möglichst schnell zu entkommen. Sein Blick huschte kurz zurück – unauffällig, nach einem Verfolger suchend. Im schmalen Gang zu den Rolltreppen kam ihm ein Mitarbeiter der Tube entgegen und signalisierte mit der Hand, stehen zu bleiben.

»Helfen Sie bitte der älteren Dame da vorne nach oben.«

Der Mann nickte nur und ging weiter. Er schloss die Finger noch fester um den Griff des Koffers. Seine Schritte wurden einen Hauch schneller, doch er achtete darauf, unauffällig zu bleiben. Der alten Dame schenkte er keine Beachtung.

Mit Erreichen der nächsten Zwischenebene hielt er kurz inne, vergewisserte sich nochmals, dass ihm niemand folgte. Auf der letzten Rolltreppe zur Straße hielt er den Aktenkoffer so, dass er nur schwer von den Kameras zu erkennen war.

Oben angekommen, orientierte sich der Mann kurz und wich einem Polizisten aus, der ihm entgegenkam. Ohne Blickkontakt zu anderen Passanten und ohne sich umzuschauen, entfernte er sich vom Eingang der Station – verschwand in der Anonymität der Stadt.

In einer Seitenstraße schaltete er sein Smartphone ein und schrieb eine kurze Nachricht an seinen Auftraggeber. Wenige Sekunden später bekam er eine Anweisung zur Übergabe des Aktenkoffers.

Tief im Inneren hoffte er, nicht erkannt worden zu sein. Jetzt musste er sich beeilen und seine Aufgabe zum Abschluss bringen. Zuverlässigkeit war sein Kapital.

Doch heute blieb ein ungutes Gefühl.

Er hatte eine Grenze überschritten.

An der Decke, in einiger Höhe über der Unfallstelle, überwachten mehrere Kameras die unterirdische Station. Unermüdlich und lückenlos zeichneten sie jede Bewegung der Menschen auf. Auch der entscheidende Augenblick wurde festgehalten.

Den Unfall hatte Lina Stark aus sicherer Entfernung an einem der Ausgänge verfolgt. Nachdem die Stationsleiterin und einige andere Mitarbeiter auf den Bahnsteig geeilt waren, nutzte sie ihre Chance, um in den verlassenen Bereich einzudringen. Am Vortag waren ihr die Anweisungen und zwei Sicherheitsschlüssel für den Einsatz persönlich übergeben worden.

Auf einer Zwischenebene fand sie schnell die gesuchte Stahltür und zog aus ihrer Jackentasche die Schlüssel. Der erste öffnete ihr den Weg durch einen dunklen, nicht öffentlichen Gang, der zum Kontrollraum führte. Auch er war verschlossen, ließ sich jedoch mit dem zweiten Schlüssel öffnen. Dort wurden auf zahlreichen kleinen Monitoren die Aufnahmen aus der Station live übertragen.

Der Raum selbst wirkte ein wenig vernachlässigt. Ein halb voller Kaffeebecher, eine alte Zeitung und verstreute Unterlagen lagen auf dem breiten Schreibtisch vor den Monitoren.

Lina Stark setzte sich und begann, alle Videoaufzeichnungen aus der Station zu sichten. Gekonnt navigierte sie mit dem Mauszeiger durch die Menüs der veralteten Software. Mit voller Konzentration versuchte sie, jeden

digitalen Hinweis zu finden. Auf einem der Bildschirme erschien das Gesicht des Täters gestochen scharf – trotz seiner tiefgezogenen Kapuze.

In einer weiteren Videosequenz war zweifelsfrei zu erkennen, dass es Absicht war. Ein fester Stoß von hinten rechts. Doch zwischen den vielen anderen Menschen auf dem Bahnsteig war die Tat kaum zu erkennen. Auch der Diebstahl des Aktenkoffers blieb den Kameras nicht verborgen.

Der tödliche Sturz vor den einfahrenden Zug war aus verschiedenen Perspektiven dokumentiert. Sie schaute für einen Moment weg, konnte die Bilder nicht ertragen.

Nachdem die junge Frau alle belastenden Videos gefunden hatte, begann sie, diese auf eine CD zu brennen. Die meisten hielten sie für Relikte, doch für Lina waren sie perfekte Verstecke – glänzende Fossilien aus einer Zeit ohne Spuren.

Wenig später öffnete sich die Schublade des Laufwerks, und sie entnahm die darin liegende silberne Scheibe. Ohne die Oberfläche zu berühren, verstaute sie den Datenträger in einem neutralen Umschlag.

Dieses System müsste dringend modernisiert werden. Aber zuerst räume ich hier auf.

Konzentriert begann sie mit ihrer Säuberungsaktion und steckte einen USB-Stick in den Computer. Sie startete das einzige darauf gespeicherte Programm, das sofort begann, sämtliche digitalen Beweise der letzten Stunde aus dem System der Betreibergesellschaft zu löschen. Die Software war ihr ganzer Stolz: Schnell, gründlich – vernichtend. Eine Wiederherstellung der Dateien war ausgeschlossen.

Einzig die zufällige Täterbeschreibung eines Zeugen oder der Besitz der frisch gebrannten CD hätte den Täter jetzt noch überführen können.

Zwei Minuten später war das System gesäubert und der USB-Stick wieder in ihrer Jacke verschwunden. Lina Stark zog das Haargummi aus ihrem Zopf und ließ ihre dunklen Locken über das Gesicht fallen, um ihre Identität zu verbergen. Ohne Hast verließ sie den kleinen Kontrollraum.

Jetzt führte ihr Weg sie zurück durch einen anderen, nicht öffentlichen Bereich der Station. Das Personal, hoffte sie, würde sich weiter um den verunfallten Mann kümmern.

Das laute Quietschen einer Metaltür ließ sie erstarren, gleichzeitig wurde es hinter der nächsten Ecke heller.

»Hier hinten sind die Notfalllampen.«

Sie hörte Schritte durch den Gang hallen. Sofort drehte sie sich um, lief ein paar Meter zurück und versteckte sich in einem breiten Türrahmen. Vorsichtig drückte sie die Klinke hinunter – verschlossen.

»Nehmt alles mit. Auch den Werkzeugkasten.« Der Mann klang hektisch. Offensichtlich holten die Mitarbeiter Material zur Bergung des Verunglückten.

Wenige Sekunden später fiel eine Tür ins Schloss.

Lina zwang sich zur Ruhe, sammelte sich – und lief los. Vor der Stahltür blieb sie stehen und öffnete sie behutsam einen Spalt.

Niemand zu sehen.

Sie drückte die Tür weiter auf und einmal mehr unterbrach das metallische Quietschen die Stille. Dahinter lag ein Verbindungstunnel zum öffentlichen Bereich. Auf dem hell erleuchteten Gang war niemand zu erkennen.

Mit schnellen Schritten suchte sie den Weg zur nächsten Treppe und lief Stufe für Stufe hinauf. Die dünnen Gummihandschuhe streifte sie dabei ab und ließ sie in einer Jackentasche verschwinden.

Fast alle Fahrgäste hatten bereits die Station verlassen. Aus der Ferne hörte sie die Sirenen der Rettungskräfte näherkommen. Es wurde Zeit zu verschwinden.

Nur noch wenige Treppenstufen trennten Lina von der Straße. Endlich oben angekommen, passierte sie den Ausgang durch eine der geöffneten Schranken, als ein Polizist sich unerwartet in den Weg stellte.

»Haben Sie den Unfall gesehen?«, fragte er forsch.

Die junge Frau senkte den Kopf, vermied jeden Augenkontakt.

»Nein, ich stand am anderen Ende der Station«, antwortete sie leise und zögerte kurz. »Ich habe die Schreie gehört. Mehr nicht. Dann bin ich die Treppe hochgelaufen und habe eine kurze Verschnaufpause gemacht, um mich zu beruhigen.« Ihr Atem beschleunigte sich.

Der Polizist schien zufrieden zu sein. »Gehen Sie nach Hause.« Er bedankte sich kurz und hob vorsichtig ein gelbes Absperband an.

Ihr Weg war frei. Der Umschlag mit der CD steckte sorgfältig verstaute in einer Innentasche ihrer Jacke.

Unsichtbar – eigentlich nicht existent.

Wenige Meter weiter stockte Lina Stark erneut der Atem. Sie blieb stehen. Vor ihr stand eine Frau, die Emma Bennett zum Verwechseln ähnlich sah. Sie konzentrierte sich auf ihr Smartphone und suchte vermutlich nach einem alternativen Weg zur Tube.

Überraschend hob die Frau den Blick – und Linas Befürchtung bestätigte sich.

Warum ist Emma Bennett hier?

Lina Stark senkte den Kopf und schaute nach einem Ausweg, um nicht von ihr erkannt zu werden. »Das kann kein Zufall sein«, flüsterte sie zu sich selbst und bewegte sich ungesehen hinter ihr vorbei.

Ein falscher Blick – und die geheime Mission wäre verloren. Ihr wurde klar, dass sie über diesen Abend mit niemandem sprechen konnte. Nicht einmal mit Emma, der sie so

viel zu verdanken hatte. Mit der rechten Hand berührte sie ihre Jacke, spürte die CD in der Innentasche.

Der einzige Beweis.

Was sie heute Abend gesehen hatte, veränderte alles.

In einem anderen Stadtteil betrat Peter Harrington dreißig Minuten später ein kleines, gut besuchtes Restaurant. Er war sportlich gekleidet und trug eine wetterfeste Outdoor-jacke. Unter den zahlreichen Touristen fiel er kaum auf. Sein schwarzes Haar war ordentlich zu einem Seitenscheitel gekämmt. Einzelne Strähnen zeigten bereits erste Grautöne.

Obwohl er die fünfzig bereits überschritten hatte, wirkte er erstaunlich jung. Er legte großen Wert auf sein Äußeres, trieb regelmäßig Sport und ernährte sich gesund.

Aus den Lautsprechern des Restaurants klang »You're So Vain« von Carly Simon. Die Tische waren nahezu alle besetzt, jedoch erzeugten die Gespräche einen Geräuschpegel, unter dem die Atmosphäre ihre Gemütlichkeit verlor.

Im hinteren Bereich, an einem der etwas schwächer beleuchteten Tische, entdeckte er den jungen Mann, dessen Gesicht auf einigen Überwachungsaufzeichnungen zu sehen gewesen war. Er saß bereits eine Weile dort. Die Kapuze seines grauen Pullovers war tief bis über die Stirn gezogen, sodass nur seine Augen schüchtern hervorlugten. Vor ihm stand ein Becher schwarzer Kaffee, mittlerweile nur noch lauwarm. Er nippte daran, während er auf seinen Auftraggeber wartete.

Neben ihm ruhte ein alter Aktenkoffer, der abgenutzt und wie ein Relikt aus einer längst vergangenen Zeit erschien.

»Guten Abend, Mr Blackwood«, begann Harrington das Gespräch, noch bevor er sich gesetzt hatte. Er zog in Ruhe

seine Jacke aus und hängte sie über den Stuhl am Kopf des Tisches. Dann nahm er auf der freien Bank gegenüber dem jungen Mann Platz.

»Ich habe gerade erfahren, dass alle Beweise gelöscht wurden. Sogar deutlich mehr, als wir geplant hatten«, fuhr er mit einer ruhigen und bestimmten Stimme fort.

»Haben Sie wirklich alle Videoaufnahmen gelöscht?«, hakte Ralph Blackwood nach. Sein Blick war auf den Aktenkoffer gerichtet, als könnte er ihn durchdringen. Harrington sah er nicht an.

»Bleiben Sie ruhig – und schauen Sie mich an.«

Blackwood gehorchte und hob langsam den Kopf.

»Ich habe vorhin eine Information bekommen, dass das gesamte Videomaterial der letzten Stunde sowie der Minuten nach dem ...«, er zögerte kurz, »Unfall ... gelöscht wurde. Sie sind jetzt nicht mehr zu finden. Es hat auch niemand unsere Mitarbeiterin beobachtet. Da unten herrschte für ein paar Minuten ein ziemliches Durcheinander. Das hat sie ausgenutzt.«

Er sprach so leise, dass Ralph Blackwood ihn kaum verstand. Dann signalisierte Harrington dem Kellner mit einer kurzen Handbewegung, dass er eine Bestellung aufgeben wollte. Nachdem er einen Tee bestellt hatte, fuhr er fort.

»Haben Sie in den Aktenkoffer geschaut?«, fragte er leise und beugte sich dabei über den Tisch. »Ist die Akte drin?« Seine Augen suchten den Blick des jungen Mannes.

»Ja. Sie ist komplett, zumindest glaube ich das.« Blackwood zögerte einen Moment. »Soll ich noch in sein Büro gehen? Nur um sicher zu sein?«

Harrington winkte kurz ab, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »In das Gebäude der Staatsanwaltschaft spaziert man nicht so einfach hinein.«

Minutenlang dachte er nach, ohne Ralph Blackwood aus den Augen zu lassen. Eine Kellnerin brachte eine Tasse Tee

und stellte sie vor Harrington ab, der weiter schweigend am Tisch saß.

»Warum haben Sie ihn vor den Zug gestoßen?«, fragte er auf einmal mit gedämpfter Stimme. »Ihr Auftrag war es, den Aktenkoffer zu holen, mehr nicht. Sie haben Glück, dass wir die Löschung der Videoaufzeichnungen geplant hatten, sonst wären Sie jetzt auf jedem Fahndungsfoto der Polizei.«

Blackwood senkte den Kopf und versuchte, seinem Blick auszuweichen. Dann begann er einen verzweifelten Versuch, eine Erklärung für seine Tat zu finden.

»Ich habe mich verschätzt«, begann er unsicher. »Ich hoffte, er würde den Aktenkoffer vor Schreck loslassen, wenn ich ihm einen kleinen Stoß gäbe. Dann wollte ich ihn nehmen und verschwinden.« Seine Stimme versagte fast komplett. Der Raum um ihn herum schien für einen Moment stillzustehen. Er spürte, wie die Angst langsam die Macht in seinem Körper übernahm und ihn lähmte.

»Damit haben Sie unser Unternehmen in Gefahr gebracht. Verstehen Sie das?«, antwortete Harrington scharf. Er lehnte sich wieder zurück, trank einen Schluck und legte sieben Pfund auf den Tisch.

»Verschwinden Sie. Bleiben Sie ein paar Tage unsichtbar.«

Ohne ein Wort stand Blackwood auf und verschwand.

Peter Harrington sah ihm mit einem leichten Kopfschütteln hinterher und folgte nur wenige Augenblicke später.

Den braunen Aktenkoffer hielt er fest in der rechten Hand.

Auch er hatte einen Auftraggeber, der keine Fehler duldete. Der ungeplante Tod von Staatsanwalt Meyers würde dessen Zorn wecken – davon war Harrington überzeugt.